

KLEINE MEINUNGEN



Mode In Berlin ist gerade Modewoche. Woran man das merkt? Von vier Menschen, die bei „Butter Lindner“ vor einem an der Würstheke stehen, tragen drei **Palästinentensertuch**, das internationale Symbol für die Verbundenheit mit Stylisten aus Böblingen in ihrem Kampf gegen die Konkurrenz aus Sindelfingen.

ador

* * *

Musik Kann es wirklich sein, dass es noch immer Menschen gibt, die den lustigen kleinen Rap „**Eure Armut kotzt mich an**“ beim Nennwert nehmen. Die nicht gemerkt haben, dass der ganze Clip dazu so trashig und so prallig ist (mit dem BMW über die Leopoldstraße; Ralph-Lauren-Hemden als Statussymbol; und Sonnenbrillen, unfassbare Sonnenbrillen), dass die subversive Absicht selbst mit Tom-Ford-Sonnenbrille absolut unübersehbar ist, ganz zu schweigen davon, dass der Titel ein alter Spon-ti-Spruch ist (zum ersten Mal gehört circa 1979). Die Gruppe nennt sich Stehkrägen, und ihr Song ist fast so lustig wie „Milbertshofen Anthem“, ein Rap, der auch nicht ganz echt zu sein scheint – München, die netteste aller Städte, inszeniert den Klassenkampf als Pop und Fiktion. Das Vorbild stammt aus Amerika, nennt sich „Prep-Unit“ und rappt ziemlich preppy von einer „Tea Party“.

cls

* * *

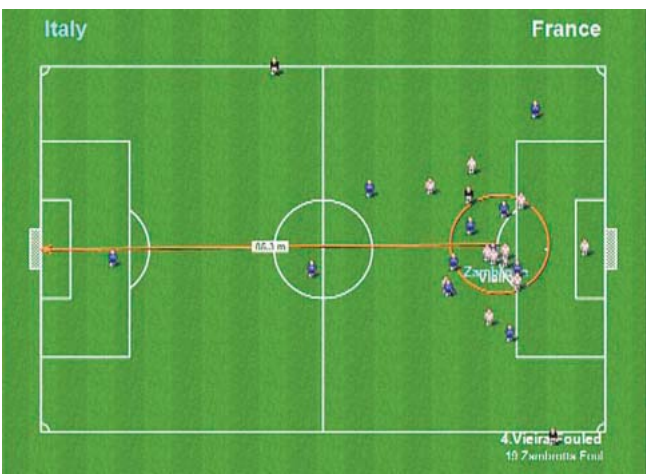
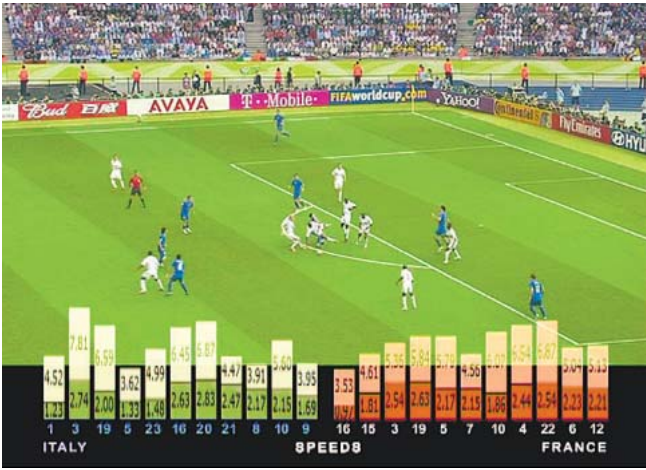
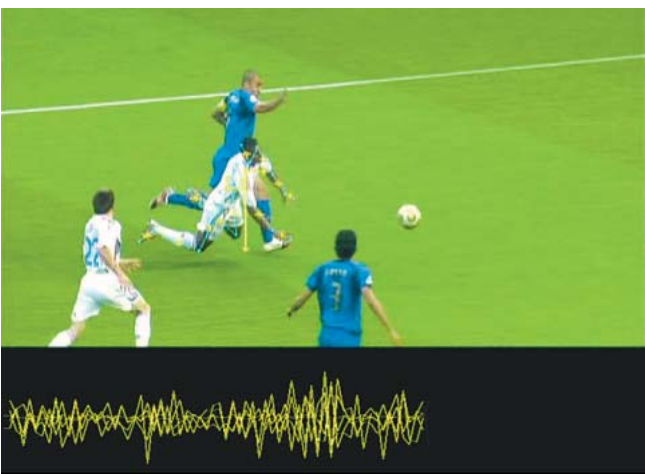
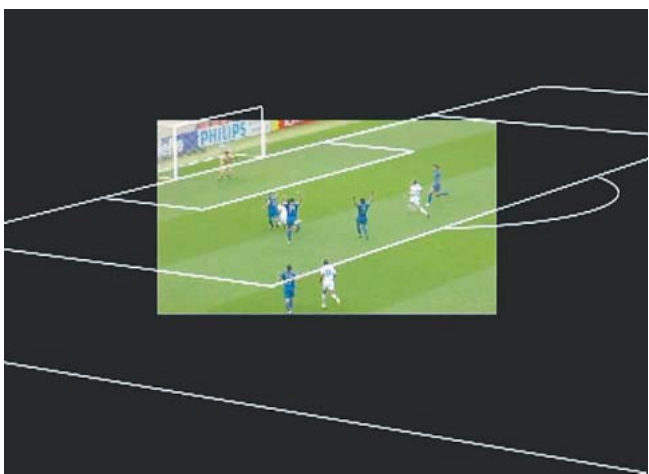
Kunst Was Stehkrägen betrifft, führen alle Wege sowieso am Ende zu Joris-Karl Huysmans und seiner Fin-de-Siècle-Stilfibel „**Gegen den Strich**“. (In der aktuellen Neuübersetzung: „Gegen alle“, tragisch, dumm, unkaufbar ...) Jedenfalls ist das konsequenterweise auch der Titel einer Zeichnungsausstellung im Berliner Künstlerhaus Bethanien, die einen nachhaltigen Blick darüber lässt, wie viel feinnerviges und materialsensibles Dunkeltum es heute noch so gibt. Von Yehudit Sasportas über Marc Brandenburg bis zu der mit dem Radiergummi zeichnenden Debbie Han. Und von Thomas Leroyo würde man sich sogar tätowieren lassen wollen. Ganz schnell und lässig vorbeischnellen wollte diese Ausstellung; aber jetzt hat der Erfolg sie gezwungen, doch noch ein bisschen zu bleiben und sich begaffen zu lassen. Verlängert bis 22. Juli!

ripe

* * *

Film Einer der schönsten Sätze der letzten Wochen stammt aus „**Sketches of Frank Gehry**“, einem der schönsten Dokumentarfilme, der je über einen Architekten gedreht worden sein dürfte, ausgesprochen wird er vom Regisseur, von Sydney Pollack: „Talent is liquefied trouble“ – „Talent ist verflüssigte Störung“. Vielleicht lässt es sich auch mit „Ärger“ übersetzen, der „ins Fließen“ geraten ist. Jedenfalls kann man sich Frank Gehry, der einmal Frank Goldberg hieß, dem Film zufolge als sehr talentierten Menschen vorstellen. Und seinen Psychoanalytiker, der mehrmals zu Wort kommt, als glücklichen Mann.

ador



Fotos Harun Farocki Filmproduktion

Die Wahrheit mag ja auf dem Platz liegen, aber eben auch im Auge des Betrachters – Ansichten aus Harun Farockis Installation „Deep Play“

Was wir letzten Sommer getan haben

Von Toren und Vektoren – Harun Farockis Installation „Deep Play“ zerlegt das WM-Endspiel

Tolle Idee: In der Eingangsrotunde des Kasseler Fridericianums bilden zwölf Plasmabildschirme einen Halbkreis, auf allen geht's um Fußball, und nach einem flüchtigen Blick denkt man, hier ließen sich vielleicht die Kinder auf einem Bänkchen parken, damit die Eltern sich in Ruhe auf der Documenta umsehen können. Es ist dann aber doch keine kunststellige Kinderbetreuungsmaßnahme, es ist, so heißt das, eine „Mehrkanal-Videoinstallation“ von Harun Farocki, der so großartige Essayfilme gemacht hat wie „Leben – BRD“ oder „Die Schöpfer der Einkaufswelten“, der an Filmen von Christian Petzold als Autor beteiligt war und in seinen Arbeiten immer wieder über die Produktion von Bildern reflektiert hat und damit auch über die Matrizen, die unsere Wahrnehmung konditionieren.

Der 63-jährige Farocki ist aber auch Fußballspieler, und deshalb hat er sich in „Deep Play“ das Finale der Fußball-Weltmeisterschaft 2006 zwischen Frankreich und Italien vorgenommen. Jeder weiß, wie es ausgegangen ist, Zidanes Kopfstoß ist in die jüngere Zeitebene eingegangen und in Philippe Toussaints „Zidanes Melancholie“ Literatur geworden, aber so wie in „Deep Play“ hat man Fußball noch nie gesehen. Den Titel hat Farocki beim Ethnologen Clifford Geertz geliehen, der vor Jah-

ren einen Aufsatz über den balinesischen Hahnenkampf geschrieben und darin zugleich so etwas entwickelt hat wie eine Theorie der dichten Beschreibung.

Dichte Beschreibung, das ist auch Farockis Prinzip. Die Dichte entsteht aus dem Einsatz verschiedener Analyse- und Bildbearbeitungsverfahren, welche im Zuge der Verwissenschaftlichung des Sports an Universitäten und Forschungsinstituten entwickelt wurden. Früher wussten wir, nur zum Beispiel, nicht, dass es ein Syndromoseband gibt, seit Ballacks Problemen ist jeder ein virtueller Diagnostiker. Wir kennen das Heer der Physiotherapeuten und Fitnesswissenschaftler, die längst mehr ermitteln als banale Laktatwerte. Es werden Datenbanken erstellt, es wird Software entwickelt, um jeden Winkel des Platzes und jeden Puls-schlag eines Spielers zu kontrollieren. Man braucht auch nur an Rafael Benítez zu denken, der inmitten des archaischen Liverpool-Roars ungerührt mit dem Laptop am Spielfeldrand hockt, um die nächste, natürlich wissenschaftlich fundierte Auswechslung vorzubereiten. Und das Bemalen von Monitoren im Fernsehen ist auch nicht erst seit Jürgen Klopps WM-Mission alltäglich.

Doch hinter dem Sichtbaren warten noch ganz andere Operationen. Harun Farocki hat die zwölf

Bildschirme in Kassel so arrangiert, dass konkrete Anschauung und abstrakte Darstellung sich abwechseln. Da ist die „Warhol-Kamera“, wie Farocki sie nennt, die unbewegt zwei Stunden lang das Olympiastadion von oben fixiert und meditativ zuschaut, wie der Himmel über Berlin seine Farbpalette ausreizt. Daneben gibt es für alle, die einfach nur noch mal das Finale gucken wollen, auch den Live-Bildschnitt, der am 9. Juli 2006 den Fernsehanstalten in aller Welt geliefert wurde, die Stimme der Weltregie inklusive.

Laufwege der Spieler verwandeln sich in bewegte Linien und Punkte, und in den Bewegungsdiagrammen erkennt man unter anderem, wie atemberaubend diszipliniert sich die italienische Viererkette verschiebt; die gelegentliche Vektorvermessung der Spielerkörper sorgt dafür, dass sich beim berühmten Kopfstoß die Körper von Zidane und Materazzi in lauter kleine flimmernde rote Pfeile auflösen. Und wenn sich über das Bild des jeweiligen Trainers vor seiner Bank ein immer dichter werdendes Netz der Laufwege legt, dann sieht das so aus, als werde hier veräußert, was sich im Kopf des Coaches akkumuliert hat. Auf einem anderen Bildschirm wechselt alle fünf Minuten die Perspektive der Überwachungskameras: Ausgestorben liegt die U-Bahn-Station Olympiastadion

in der Vogelperspektive da, trostlos der Waschbeton des Versorgungstunnels. Und wenn nebenan eine metallische Stimme sichtbare Aktionen auf dem Spielfeld in schlechte Aussagesätze verwandelt wie „Foul an Malouda“ oder „Einwurf Italien“, dann hat man es mit einer „semantischen Interpretation mittels neuronaler Netze“ zu tun.

„Deep Play“ richtet einen wissenschaftlichen Blick auf das Spiel, ohne dass die Installation deshalb selber wissenschaftlich wäre. Farocki bündelt Techniken der Dekonstruktion – er lässt die Programme sezieren und zerlegen. Da werden Realbilder in Datensätze verwandelt, die eine Darstellung in 3 D aus anderen Perspektiven erlauben, was im Fernsehen bei großen Spielen auch schon vorgeführt wurde. Und wenn man sich zwei Stunden in dieses „Deep Play“ versenkt hat, kommt es einem vor, als habe man ein bekanntes Ereignis mit zwölf Paar Augen betrachtet – und kann kaum glauben, dass es sich dabei um ein und dasselbe Ereignis handeln soll.

Man muss sich deshalb auch gar nicht sonderlich für Fußball interessieren, um von dieser Installation fasziniert zu sein. Die benutzten Verfahren ließen sich ja ebenso auf andere Systeme übertragen, die einem Set von Regeln folgen und in überschaubaren Räumen stattfinden. „Deep Play“ ist nicht nur ein Exkurs in die Zukunft des Fuß-

balls, besser noch: in seine verborgene Gegenwart; es ist ein Ausblick auf die verschiedenen Modi der Weltwahrnehmung, eine Versuchsanordnung am lebenden Objekt.

Man könnte es sich jetzt natürlich einfach machen, wie Karl Marx, der im „Kapital“ schrieb, dass die „Zersetzung der Luft in ihre Elemente die Luftform als eine physikalische Körperform fortbestehen lässt“ – also lieber der laufende Ballack als wissenschaftlicher Ballast. Doch es bleiben, wie immer in Farockis Arbeiten, Skepsis, Widerhaken und ein Fragezeichen: Wie verändert die Vivisektion des Spiels unsere Wahrnehmung des Spiels, die sich ja auch schon massiv verändert hat durch die Formatierungen des Fernsehens? Und wie beeinflusst diese Betrachtungsweise das Spiel selbst? Denn seit Heisenberg weiß man ja, dass die Betrachtung eines Gegenstands diesen selbst verändert. Einmal in seine Partikel zerlegt, ist das Spiel, aufs Neue zusammengesetzt, nicht mehr dasselbe; der Blick hat vorm Bildschirm seine Unschuld verloren, selbst wenn es der Betrachter nicht merkt. Und genau deshalb gehört „Deep Play“ auch in eine Kunstaussstellung: Weil man nach Betrachten der Installation anders auf die Welt blickt als zuvor.

PETER KÖRTE

„Deep Play“ ist bis zum 23. September auf der Documenta in der Eingangsrotunde des Fridericianums zu besichtigen.

MORALISCHE GESCHICHTEN



20. Juli

VON MAXIM BILLER

Bloch, der Staatssekretär, hatte schon oft den Minister gebeten, ihm ein anderes Dienstzimmer zu geben. Schließlich sei im Bendlerblock Platz genug, oder wie komme es, dass an allen Türen im zweiten Stock „Zu vermieten“-Schilder hingen? Der Minister sagte nie ja, aber auch nie nein. Er ließ Bloch in Ruhe aussprechen, dann nahm er Blochs Ohr-läppchen zwischen Daumen und Zeigefinger und rieb so lange daran, bis es anfang zu glühen. Dabei murmelte er: „Einverstanden, Bloch, aber erst, wenn der 20. Juli auf Chanukka fällt.“

Was gefiel Bloch an seinem Zimmer nicht? Die Tür ließ sich nur einen Spaltbreit öffnen, weshalb sich Bloch immer erst ohne seine Aktentasche hineinzwängen musste. Dann griff er durch den Spalt auf den Flur und zog die Tasche, seine Brille und seine Frau Frimka rein. Das Zimmer war nicht besonders hoch, einsehn, einsehnzig vielleicht, aber das war nicht so schlimm, weil Bloch auch unter dem Schreibtisch arbeiten konnte. Manchmal legte er sich allerdings in der Mittagspause auf den Tisch, und dann war kein Platz mehr da für Frimka.

Das alles war nichts gegen die Aussicht, die Bloch hatte: Er schaute genau auf die Gedenkstätte mit der Statue des jungen nackten Gai gegenüber im Hof. Der Gai war gefesselt, und man konnte seinen Schmelndrik und seine Eier sehen, und Bloch wollte lieber gar nicht erst wissen, was das alles mit dem gescheiterten Attentat vom 20. Juli 1944 zu tun hatte. Außerdem wurde jede Nacht direkt vor seinem Fenster um genau null Uhr fünfzehn von der Theatergruppe des Verteidigungsministeriums die Hinrichtung des Grafen Stauffenberg nachgestellt. Der Minister spielte den Grafen meist selbst. Er rief, bevor die Schüsse fielen, so wie der damals „Es lebe das heilige Deutschland!“, und vielleicht war es auch „Ich hab's gar nicht so eilig!“, das konnte Bloch nicht so genau verstehen. Ihn nervte vor allem, dass er dann merkte, dass er so spät nachts immer noch im Büro saß.

Als Bloch den Minister das letzte Mal fragte, wann er endlich umziehen könne, sah der Minister ihn traurig und müde an und sagte: „Bloch, ich verstehe Sie nicht. Warum seid ihr Juden immer so unzufrieden? Gut, es gibt vielleicht komfortablere Büros bei uns hier im Bendlerblock. Aber dafür haben Sie andere Vorteile. Mussten Sie mit mir nach Afghanistan und diese Totenkopfphotos von allen Festplatten löschen? Zwing' ich Sie, jeden Abend mit mir in der Kantine Kölsch zu trinken? Hab' ich Sie mit der Ausarbeitung der neuen Einsatzpläne für Polen belästigt? Sie sind Jude, Bloch, wann werden Sie sich damit endlich abfinden? Als Jude muss man zwar ab und zu was einstecken – aber dafür hat man's insgesamt irgendwie sehr viel besser.“

„Ja, Chef, Sie haben natürlich vollkommen recht“, sagte Bloch, und dann streichelte er zum ersten Mal das Ohr-läppchen des Ministers.

Brennende Meiler, schweigende Manager: Ist Atomkraft noch tragbar?

Der Mann der Woche heißt ganz klar Ivo Banek. Das ist bei Vattenfall der Pressesprecher für den Bereich Kernenergie, also der Mann, der auch dann geduldig bleiben muss, wenn der Moderator des Deutschlandfunks unverdrossen vom Kernkraftwerk „Krimel“ spricht. Ivo Banek hat bestimmt auch schon Österreichern Interviews geben müssen, die die Abschaltung von Kernkraftwerken gefordert haben. Ivo Banek hat die Langmut, die man wahrscheinlich braucht als Pressesprecher bei Vattenfall. Es gibt ja heute kein Energieunternehmen mit hilfsbedürftigerem Image. Wenn in der Lausitz ein schönes Dorf weggebaggert werden soll, ist Vattenfall der Böse. Und wenn Ole

PRO

Noch schneller, noch Brüter!

VON PETER RICHTER

von Beust den Verkauf der guten alten Hanseatischen Electricitäts-Werke bedauert, dann auch. Tatsächlich ist es so, dass jemand, der die marktliberalen Thesen, wonach durch die Privatisierung von Staatsunternehmen alles billiger, effizienter und kundenfreundlicher werde, nachhaltig widerlegen will, nur traditionelle Stadtwerke wie eben die HEW oder die Berliner

BEWAG an Vattenfall verkaufen muss. Und vielleicht ist es kein Zufall, dass das in Berlin wie in Hamburg jeweils die Roten gemacht haben – wie um mit marxistischer List den gesellschaftlichen Wider-sprüchen bei der Zuspitzung ein bisschen nachzuhelfen.

Gegen die Atomgefahr wirkt das alles aber nebensächlich und klein. Und genau das ist die Chance für Banek. Er sollte damit jetzt in die Offensive gehen, auf die Schönheit von Atompilzen verweisen oder auf den sagenhaften Erfolg des Heavy-Metal-Labels „Nuclear Blast“. Und er sollte hoffen, dass eine Marke daraus wird, bis sie in der „Tagesschau“ sagen: „Auch in Brunsbüttel gab es jetzt einen Stör-beziehungsweise Vattenfall.“



Zeichnung Kat Menschik

Natürlich bin ich gegen Atomkraft. Ich bin auch gegen Nachbarn, die dauernd Supertramp hören. Ich bin auch gegen zu enge Sitzplätze in Flugzeugen, wie ich auch gegen Thrombose im Allgemeinen bin. Ich bin auch gegen Trailer, die alle guten Szenen eines Films vorwegnehmen, schlechten Atem und Reinigungen, die einem die Abholmarken mit Heftklammern in die Kleider tackern und denen es offensichtlich vollkommen egal ist, dass die Kleider danach vielleicht sauber, aber auch durchlöchert sind. Ich bin gegen religiösen Fanatismus, verschmutzte Flüsse und die Abholzung des Regenwalds. Ich bin gegen verwässerten Tomatensalat, schlecht erzogene Hunde und

CONTRA

Ja danke, nein danke

VON JOHANNA ADORJÁN

Leute, die behaupten, sie hätten sich verwählt, aber im Hintergrund hört man jemanden kichern. Lange war ich auch gegen Coke Zero, aber inzwischen finde ich, dass es gar nicht so schlecht schmeckt. Ich bin gegen den Geruch von Selbstbräunungscremes, gegen Kaugeräusche mir Unbekannter, die auf dem Sitz vor mir im Zug einen Apfel essen, ich bin

gegen Rost, Mücken und Schnupfen, gegen Betrunkene, die einem unflätige Dinge nachschreien, genauer: gegen diesen einen Betrunkenen, der fast jeden Morgen beim S-Bahnhof Friedrichstraße am Ufer der Spree steht, gegenüber vom Tränenpalast, und wo ich schon dabei bin, gegen den Mann, der abends durch Berliner Restaurants zieht und Frauen verblühte Blumen auf den Tisch knallt, während er aggressiv auf einer Clownströte trötet und dann für irgendwelches Geld will, gegen den bin ich auch. Ich bin auch gegen zu hohen Selbstbehalt bei Krankenversicherungen. Gegen die Bild-überschrift „Ist das ein Babybüchlein?“. Und gegen Krieg.

Fortsetzung nächste Wochen, Jahre.